

Statusängste in Deutschland

Wachsendes Problem oder zeitdiagnostischer Mythos?¹

Jan Delhey und Leonie C. Steckermeier

1. Einleitung

Das subjektive Wohlbefinden der Menschen besteht, so paradox das auf den ersten Blick erscheinen mag, nicht nur aus positiven Aspekten wie Glücks-empfinden und Zufriedenheit, sondern auch aus negativen wie z. B. Ängsten und Sorgen (Glatzer et al. 2015). Ihr Vorhandensein wird dabei als Beeinträchtigung des Wohlbefindens interpretiert, sodass die beste aller Welten eine weitgehend angst- und sorgenfreie Gesellschaft wäre. Das Thema Ängste und Sorgen hat in der Soziologie in den letzten Jahren einen bemerkenswerten Aufschwung erfahren, möglicherweise eine Reaktion auf schwundende Sicherheiten und Gewissheiten in der Risikogesellschaft (Beck 1986). Dieser Aufschwung gilt auch für solche Ängste und Sorgen, die sich aus der sozialen Schichtung und der Ungleichverteilung von »power, privilege and prestige« (Lenski 1984) ergeben – den *Statusängsten*.

Statusängste, hier definiert als Sorge der fehlenden sozialen Wertschätzung durch andere, sind vor allem in zwei theoretischen Zusammenhängen populär geworden: zum einen der sogenannten Spirit-Level-Theorie, in der Statusängste gesellschaftsvergleichend mit der Entstehung gesundheitlicher und sozialer Probleme in Beziehung gebracht werden (Wilkinson/Pickett

¹ Dieser Beitrag ist Teil des Forschungsprojekts »Ungleichheit, Statusängste, Lebensqualität. Eine Überprüfung und Erweiterung der Spirit-Level-Theorie für Europa«, das dankenswerterweise von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) unter dem Geschäftszeichen DE1892/3-1 gefördert wurde. Ein großer Dank auch an Christiane Lübke und Christian Schneickert für die wertvolle Kommentierung und an Marcus Gercke für seine Unterstützung bei der Fertigstellung des Manuskripts.

2016)². Statusängste gelten dabei als Symptom einer dysfunktionalen, weil problembelasteten Gesellschaft. Zum anderen werden Statussorgen verstärkt in *neueren Gesellschaftsdiagnosen* thematisiert, hier vorrangig aus der Perspektive des sozialen Wandels. Ging man in den 1980er und 1990er Jahren noch davon aus, dass die (west-)deutsche Gesellschaft auf dem Weg in eine spielerisch-ästhetisierende Erlebnisgesellschaft sei (Schulze 1992), sprechen neuere Diagnosen von einer erfolgsorientierten Marktgesellschaft (Neckel 2008), Abstiegsgesellschaft (Nachtwey 2016) und Gesellschaft der Angst (Bude 2014). Während diese Diagnosen zwar geltend machen, dass Status- und andere Ängste in der deutschen Gesellschaft weit verbreitet seien, finden sich nur wenige empirische Belege.

Ziel dieses Beitrags ist es, einen systematischen und empirisch informierten Überblick über Verbreitung, Determinanten und Auswirkungen von Statusängsten in Deutschland zu geben. Dabei dienen uns die beiden genannten theoretischen Anknüpfungspunkte vor allem als Interpretationsfolie für die zwei Vergleichsperspektiven, die diesen Überblick anleiten: Was wissen wir über Statusängste im internationalen (europäischen) Vergleich? Und wie haben sich Statusängste in der deutschen Bevölkerung in den letzten zehn Jahren entwickelt? Der Beitrag ist wie folgt aufgebaut: In einem ersten Schritt stellen wir einige Grundüberlegungen zu Statusängsten vor. In einem zweiten Schritt gehen wir genauer auf die beiden theoretischen Bezüge ein, die Spirit-Level-Theorie einerseits, aktuelle Gesellschaftsdiagnosen andererseits. Wir erläutern, welche Implikationen sich aus diesen beiden Theoriebezügen ergeben und anhand welcher Kriterien man sie überprüfen kann. In einem dritten Schritt präsentieren wir eigene Auswertungen mit Umfragedaten des European Quality of Life Survey (EQLS) für den Zeitraum 2007–2016. Am Ende diskutieren wir Modifikationen der Spirit-Level-Theorie und bilanzieren, ob Statusängste in Deutschland tatsächlich ein wachsendes Problem sind – oder doch ein zeitdiagnostischer Mythos.

² Im Folgenden nehmen wir nur auf die neueste deutsche Ausgabe des Spirit-Level-Buchs von 2016 Bezug. Das englische Original erschien 2009 bei Bloomsbury Publishing PLC unter dem Titel »The Spirit Level: Why Greater Equality Makes Societies Stronger«.

2. Was sind Statusängste?

Statusangst im hier verwendeten Sinne ist die Sorge vor mangelnder sozialer Wertschätzung aufgrund einer zu niedrigen Position im gesellschaftlichen Ranggefüge. Mit anderen Worten: Die Angst davor, »wie wir wohl in den Augen anderer erscheinen« (Wilkinson/Pickett 2016: 58). Statusängste reflektieren daher unsere subjektive Wahrnehmung davon, wie die Mitmenschen uns sozial bewerten und einordnen. Wie sehr uns derlei Sorgen umtreiben, hat von den sozialwissenschaftlichen Klassikern am eindringlichsten Thorstein Veblen in seiner »Theorie der feinen Leute« analysiert, und durchaus mit einem Spott. Den Menschen der industriellen Moderne, so Veblen, treibe vor allem um, den gesellschaftlichen Standards der finanziellen Wohlstandsfähigkeit zu genügen, um Ansehen und Selbstachtung zu erlangen: »[D]enn die Grundlage der Selbstachtung besteht normalerweise in der Achtung, die der Nachbar einem entgegenbringt« (Veblen 1989: 47). Nur sehr starke Charaktere könnten sich diesem sozialen Druck entziehen.

Statusängste sind zu unterscheiden von Abstiegsängsten: Letztere sind zukunftsorientiert (»kann ich meine soziale Position halten oder steige ich ab?«) und primär ego-zentriert – was die Leute denken, ist bei der Sorge um den eigenen Statuserhalt zweitrangig. Statusängste sind dagegen gegenwartszentriert und nehmen explizit auf das Urteil anderer Bezug, allerdings gefiltert durch unsere eigene Wahrnehmung (vgl. Delhey et al. 2017). Dieser Umstand unterscheidet Statusangst von Prestige, das unmittelbar die mit einer sozialen Position verbundene Wertschätzung abbildet, z. B. in Form des Berufsprestiges. Das Prestige ist somit eine der Person äußerliche soziale Tatsache, die Statusangst hingegen ein »Me-Feeling« (Burkitt 2014).

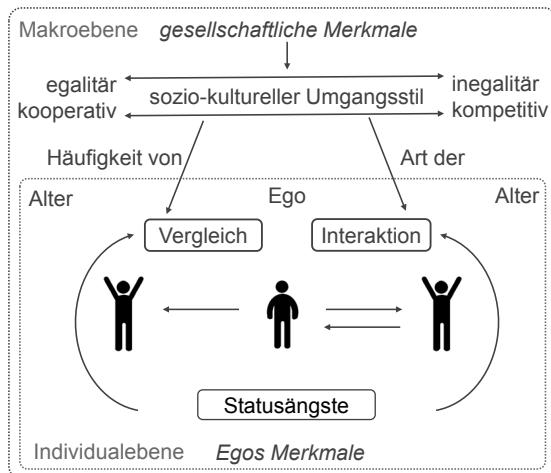
Im Englischen firmieren Statusängste unter *status anxiety*. »Anxiety« ist recht vielschichtig und lässt sich sowohl mit »Nervosität« als auch mit »Besorgnis« oder »Angst« übersetzen – negative Befindlichkeiten von durchaus unterschiedlicher Intensität. Wir operationalisieren Statusängste in diesem Beitrag als *subjektives Inferioritätsempfinden*. Die Befürchtung, andere könnten auf uns herabschauen, stellt ohne Zweifel eine gravierende Besorgnis dar. Weiterhin kann die Einschätzung der Befragten auch »irrig« in dem Sinne sein, dass Inferiorisierung von Seiten der Mitmenschen gar nicht intendiert ist, gleichwohl aber so empfunden wird. Aus diesem doppelten Grund sprechen wir in diesem Beitrag von Statusangst. Nach Dehnes (2017: 35 ff.)

Unterscheidung handelt es sich dabei um eine konkrete Angst – den Verlust sozialer Wertschätzung –, nicht die Sorge um einen diffusen Kontrollverlust (»Kontingenzangst«).

Statusängste haben weitreichende Folgen. Für den Einzelnen bedeuten sie eine Beeinträchtigung der Lebensqualität. Ob die Bedürfnispyramide von Maslow (1943), die Triade von Haben, Lieben und Sein nach Allardt (1993) oder die Basisgüter des guten Lebens nach Skidelsky und Skidelsky (2014): Alle gängigen Ansätze berücksichtigen Aspekte der sozialen Wertschätzung als einen unverzichtbaren Baustein des Wohlergehens. Tatsächlich beeinträchtigten Inferioritätsgefühle die Lebenszufriedenheit (Delhey/Steckermeier 2016) ebenso wie die psychische Gesundheit (Layte 2012). Für Gesellschaften werden Statusängste mit dem Ausmaß sozialer und gesundheitlicher Probleme in Verbindung gebracht, so in der bereits erwähnten Spirit-Level-Theorie, auf die wir gleich noch ausführlicher eingehen. Schließlich problematisieren Sozialphilosophen Statusängste als Indiz dafür, dass die Verteilungsungleichheit zu groß und das für Demokratien fundamentale Prinzip der sozialen Gleichheit gefährdet ist (Miller 1999). Individuen wie Gesellschaften profitieren also davon, wenn Statusängste auf einem niedrigen Niveau bleiben.

Statusängste entwickeln sich in sozialen Wechselwirkungen zwischen Personen und Gruppen: Entweder über soziale Vergleiche, bei denen man schlecht abschneidet – Veblens »neidvoller Vergleich« (Veblen 1989: 106) –, oder in konkreten Interaktionssituationen, in denen man sich herabgesetzt fühlt (vgl. Abbildung 1; siehe auch Delhey et al. 2017). Bei beiden Entstehungspfaden spielen individuelle Merkmale, insbesondere solche des sozialen Rangs (sog. *Statusmarker*), eine entscheidende Rolle. Wer zum Beispiel nur ein geringes Einkommen hat, wird sich eher um Inferiorität sorgen als ein Durchschnittsverdiener, weil soziale Vergleiche und Interaktionen das Einkommensdefizit immer wieder vor Augen führen. Allerdings sind auch Menschen mit hoher Rangposition nicht gänzlich vor Statussorgen gefeit: »Der neiderfüllte Vergleich kann für den Einzelnen nie so günstig ausfallen, daß er nicht immer noch den Wunsch nach einer höheren Stellung und noch größerem Ansehen verspüren würde« (Veblen 1989: 48).

Abbildung 1: Konzeptuelle Überlegungen zur Entstehung von Statusängsten



Die sozialen Wechselwirkungen sind in den weiteren gesellschaftlichen Kontext eingebettet, der zweiten Ebene des Modells. Hier gehen wir davon aus, dass es in jeder Gesellschaft kollektiv verbindliche Verhaltensmuster gibt, wie Menschen unterschiedlicher Klassen und Schichten typischerweise miteinander umgehen und wie scharf der Statuswettbewerb ausgetragen wird. Dieser typische kollektive Umgangsstil kann eher egalitär oder eher inegalitär sein. Gesellschaften mit einem egalitären kollektiven Stil sollten ein Umfeld sein, in dem in sozialen Wechselwirkungen nur wenige Statusängste »produziert« werden, weil diese Gesellschaften weniger kompetitiv sind und der Rang im Alltag weniger zählt. Für Gesellschaften mit einem inegalitären Stil sollte das Gegenteil zutreffen – starke Statusängste. Der kollektive Umgangsstil wiederum wird durch grundlegende Merkmale einer Gesellschaft geformt, also durch die Sozialstruktur (z. B. die Einkommensverteilung), politisch-ökonomische Institutionen (z. B. den Wohlfahrtsstaat) und die Kultur (z. B. das Werteklima). Da diese gesellschaftlichen Merkmale räumlich und zeitlich variieren, sind auch die kollektiven Stile prinzipiell veränderlich, auch wenn Sie ein gewisses Beharrungsvermögen aufweisen dürfen. Das hier nur knapp umrissene Modell ist daher in der Lage, Statusangstunterschiede innerhalb und zwischen Gesellschaften ebenso zu erklären wie Veränderungen über die Zeit.

3. Relevante theoretische Bezüge

Die Spirit-Level-Theorie

Statussorgen spielen, wie bereits erwähnt, eine wichtige Rolle in der Spirit-Level-Theorie (Wilkinson/Pickett 2016). In ihrer Reichweite bewusst auf die wohlhabenden Gesellschaften beschränkt, versucht diese vergleichende Makrotheorie das unterschiedliche Ausmaß gesundheitlicher und sozialer Probleme wie Kriminalität, Teenagerschwangerschaften oder Säuglingssterblichkeit im Ländervergleich zu erklären. Der zentrale Faktor wird in der ökonomischen Ungleichheit einer Gesellschaft gesehen, die den Menschen psychologisch zusetzt und den Kitt des sozialen Zusammenhalts zerstellt. Statusängste nehmen dabei die Rolle des *psychosozialen Mechanismus* zwischen Ungleichheit und sozialer Problemlast ein. Die durch Ungleichheit geschürten Statusängste unterminieren als dauerhafter Stressor die Gesundheit der Menschen und verleiten sie zu einem Verhalten, mit dem diese sich selbst und anderen Schaden zufügen. Die Lösung liege daher in einer ökonomischen Umverteilung, die den Druck des Statuswettbewerbs verringert. Eine weitere Erhöhung des materiellen Wohlstands könne dies nicht leisten, wofür Wilkinson und Pickett den abnehmenden Grenznutzen von Einkommen ins Feld führen: Unterhalb einer – nicht näher bestimmten – Reichtumsschwelle sei Wohlstand funktional und problemsenkend, ab dieser Schwelle nicht mehr. Sie gehen aber nicht so weit, im Wohlstand eine Ursache für gesundheitliche und soziale Probleme zu sehen, wie andere Autor*innen dies tun (von Affluenza spricht z. B. James 2008).

Für unser Thema, die Statusängste, gibt die Spirit-Level-Theorie vor allem klare Erwartungen an die Hand, welche Verteilungsmuster zu erwarten sind. Innerhalb von Gesellschaften prognostiziert sie, dass Statusängste umso stärker sind, je weiter man nach unten in der gesellschaftlichen Hierarchie geht – man spricht hier von einem negativen *sozialen Gradienten*. Umgekehrt gilt: »Ein hoher sozialer Status wird meist assoziiert mit Überlegenheit, Kompetenz und Erfolg. [...] Welche Kriterien man auch zugrunde legt – ob Vermögen, Ausbildung, berufliche Position, Wohnort, Ferienziele oder andere Zeichen des Erfolgs –, im sozialen Vergleich steht man immer besser da.« (Wilkinson/Pickett 2016: 55) Dabei legen die Autor*innen der Spirit-Level Theorie nicht fest, welche Statusmarker am wichtigsten sind.

Zwischen Gesellschaften sagt die Theorie voraus, dass Statusängste im Durchschnitt der Bevölkerung umso verbreiteter sind, je weiter die Schere zwischen Reich und Arm auseinander geht. Mehr Ungleichheit schürt nach Wilkinson und Pickett aus zwei Gründen Statusängste: So ist der individuelle Status in ungleichen Gesellschaften von größerer Bedeutung für das Selbstwertgefühl und für die Einschätzung der Mitmenschen; zugleich sind die Unterschiede zwischen den Gesellschaftsmitgliedern größer, sodass sozialer Aufstieg seltener gelingt und ein Abstieg gravierend wäre.

Während nur wenige Autor*innen diese Argumentation grundlegend ablehnen (z. B. Snowdon 2010), bemängeln andere das eindimensionale Verständnis von sozialer Schichtung, das Einkommen mit Status gleichsetze. Letzterer sei vielschichtig und erwachse ebenso aus Beruf, Lebensstil und sozialem Kapital (Goldthorpe 2010). Kritisiert wird weiterhin der enge Fokus auf die Einkommensverteilung als entscheidendes Kontextmerkmal, was andere Charakteristika der Sozialstruktur wie z. B. den Klassencharakter einer Gesellschaft vernachlässigt. Angelehnt an die Distinktionstheorie Bourdieu haben Delhey, Schneickert und Steckermeier (2017) gezeigt, dass Statusängste dort stärker sind, wo die Klassenunterschiede im kulturellen Lebensstil besonders ausgeprägt sind. Schließlich scheint auch das Ausblenden kultureller Muster einer Gesellschaft, d. h. ihre dominanten Werte und Normen, eine theoretische Leerstelle im Buch von Wilkinson und Pickett zu sein.

Zur Entwicklung der Statusängste über die Zeit macht die Spirit-Level-Theorie keine explizite Aussage, allerdings lässt sich aus ihr ableiten, dass ein Anstieg vor allem dann zu erwarten ist, wenn die ökonomische Ungleichheit anwächst. Bekanntermaßen hat sich in Deutschland die Einkommensverteilung, wie in anderen OECD-Ländern auch, seit den 1990er Jahren zu Ungunsten der unteren Schichten verschoben (OECD 2011). Der Gini-Koeffizient der verfügbaren Haushaltseinkommen stieg in Deutschland von 24,5 im Jahr 1991 auf 29,0 im Jahr 2013. Der Löwenanteil des Anstiegs fiel dabei in den Zeitraum zwischen 1999 und 2005. Anschließend ist die Ungleichheit wieder leicht gesunken, um seit 2009 wieder stärker anzusteigen (Grabka/Goebel 2017). Die Arbeitseinkommen sind in Deutschland seit Mitte der 1990er Jahre kontinuierlich ungleicher geworden, wobei der Anstieg von 1995 bis 2005 stärker ausfiel als zwischen 2005 und 2014. Die unteren beiden Dezile sind dabei nicht nur relativ zu den anderen Einkommensgruppen besonders stark zurückgefallen, sondern mussten, auch absolut betrachtet, Einkommenseinbußen hinnehmen (Stein 2017).

Aktuelle Gesellschaftsdiagnosen

Ein zweiter theoretischer Bezugspunkt sind neuere Gesellschaftsdiagnosen, die davon ausgehen, dass die Menschen heute in besonderem Maße von Ängsten geplagt werden. Explizit oder implizit sprechen diese Diagnosen auch Statusängste an. Wir beziehen uns auf die Werke dreier Zeittheoretiker, die für unseren Untersuchungsgegenstand besonders relevant sind: Die »Gesellschaft der Angst« (Bude 2014), die »Abstiegsgesellschaft« (Nachtway 2016) und die »Erfolgskultur der Marktgemeinschaft« (Neckel 2008). Aus Platzgründen gehen wir nicht auf vergleichbare englischsprachige Diagnosen ein, die meist mit Blick auf die britische oder US-amerikanische Gesellschaft verfasst wurden (exemplarisch: De Botton 2004; James 2008).

Die am deutlichsten formulierte Erwartung wachsender Statusängste findet man in der »Gesellschaft der Angst«. Bude geht davon aus, dass alle Arten von Ängsten heute weiter verbreitet seien und das Leben der Menschen bestimmten – folglich auch soziale Ängste wie Statusängste. Dies liege zum einen an Prozessen der *Individualisierung*, die das Leben unsicherer gemacht haben; zum anderen führt Bude unter Rückgriff auf Riesmans »Einsame Masse« den Wandel hin zu einem *außengeleiteten Charaktertypus* ins Feld, der sich in Ermangelung eines inneren Wertekompass weitgehend nach der Meinung der Mitmenschen richte und von deren positiven Signalen besonders abhängig sei:

»Die Vorstellung, was die anderen von einem denken und was sie denken, was man von ihnen denkt, wird so zu einer Quelle von sozialer Angst. Es ist nicht die objektive Lage, die die einzelne Person belastet und kaputt macht, sondern das Empfinden, im Vergleich mit signifikanten Anderen den Kürzern zu ziehen. Dem außengeleiteten Charakter fehlen die inneren Reserven, die ihn relativ immun gegenüber absurdem Vergleichen und wahnwitzigen Verführungen machen könnten. Hinter dem ungezügelten Neid verbirgt sich die tiefe Angst, nicht mithalten zu können, außen vor zu bleiben und allein als der Düpierte übrig zu bleiben.« (Bude 2014: 27)

Diese Furcht mag durch die neue digitale Bewertungsinfrastruktur des »metrischen Wir« (Mau 2017) weiter befeuert werden, in der wir unsere private wie berufliche Popularität in »Likes«, »Ratings« oder »Klicks« aufs Ge naueste beziffert bekommen.

Sozialstrukturelle Veränderungen stehen bei Nachtweys Diagnose im Vordergrund, nach der die westlichen Industrieländer zu »Gesellschaften des Abstiegs, der Prekarität und Polarisierung« (Nachtwey 2016: 224) geworden sind. Durch wachsende Ungleichheiten und Erschütterungen der Arbeitsverhältnisse habe sich die soziale Moderne in eine »regressive Moderne« verwandelt, die hinter das frühere Niveau sozialer Integration, relativer Gleichheit und sozialer Bürgerrechte zurückfalle – und das paradoixerweise bei einem insgesamt wachsenden Wohlstand. Während eine abgeschottete Oberschicht ihre Privilegien steigere, fahre inzwischen die Mehrheit der Bevölkerung auf der »sozialen Rolltreppe« nach unten, einer ungewissen Zukunft entgegen. Dies führe zu einer neuen lebensweltlichen Relevanz sozialer Ungleichheit und zu verschärften Verteilungskonflikten, die in Statuskämpfen um Anrechte auf Wohlstand und in kulturellen Distinktionskämpfen ihren Ausdruck finden. Dies führe zunächst einmal zu wachsender Angst vor dem sozialen Abstieg, aber nicht nur das: Während in der Mittelschicht heutzutage die gesamte Lebensführung dem Projekt des Statuserhalts diene, sei gerade für die Arbeiterschaft und das Dienstleistungsperekariat keine positive Statusdefinition mehr möglich. Die Lohnarbeiter*innen von heute fühlen sich »ausgegrenzt, deklassiert, diskriminiert – und hoffnungslos« (Nachtwey 2016: 169). Mit anderen Worten: die regressive Moderne müsste auch Statusängste schüren, insbesondere bei den Gruppen, die schon auf der »sozialen Rolltreppe« nach unten fahren. Weil viele Menschen Geringschätzung erfahren, zielt nach Nachtwey ihr Aufgebehen auf die Rückgewinnung von Anerkennung und Würde.

Neckel (2008) rückt *institutionelle* und *kulturelle* Veränderungen in Richtung einer »Erfolgskultur der Marktgesellschaft« in den Mittelpunkt. Weil in der durchkommodifizierten Marktgesellschaft Leistung in Erfolg umgedeutet wurde, werde die Gesellschaft insgesamt kompetitiver und zugleich auf materiellen Erfolg fixiert. Hiernach wird Geld, Besitz und sichtbarer Konsum zum dominanten Gradmesser für Anerkennung, während Bildung und Beruf an Bedeutung verlieren. Das kulturelle Äquivalent dieses institutionellen Wandels sei die sich im öffentlichen Diskurs ausbreitende Gewinner-Verlierer-Semantik, die für die weniger Erfolgreichen (nach der neuen Semantik: die Verlierer) kaum noch Ansatzpunkte für ein gesundes Selbstwertgefühl biete:

»Derartige Phänomene einer Verwildierung gesellschaftlicher Konkurrenz zeigen die Risiken von Gewinner/Verlierer-Konstellationen auf. Während die Gewinner ökonomisch, sozialräumlich und symbolisch mittlerweile eine Parallelgesellschaft bilden, endet für Verlierer die Zugehörigkeit beim persönlichen Misserfolg, der ebenso individuell zu verantworten wie sozial ausschließend ist.« (Neckel 2008: 174)

Das Resultat sei ein kollektiver Wandel der sozialen Selbsteinschätzung in Richtung Resignation, Exklusionsempfinden und Unterschichtzugehörigkeit.

Zusammenfassend ist es also eine Gemengelage aus sozialstrukturellen, institutionellen und kulturellen Veränderungen, die vermuten lässt, dass Statusängste in Deutschland und anderen westlichen Gesellschaften heutzutage nicht nur weit, sondern auch weiter verbreitet sind als früher – eben weil sich der kollektive Stil der Gesellschaft in Richtung des inegalitären Pols verschoben hat. Ein Indiz dafür wird in der aufwändigeren »Statusarbeit« vor allem der Mittelschichten gesehen (Schimank et al. 2014). Da es bislang keine Trenduntersuchungen zu Statusängsten gibt, stellen diese und ähnliche Diagnosen eher *Erwartungen* über die Befindlichkeit der Menschen dar denn gesicherte Erkenntnisse. Träfen sie zu, würde das zugleich älteren Gegenwartsdiagnosen, wie der der Erlebnisgesellschaft (Schulze 1992), widersprechen, nach der soziale Ungleichheit subjektiv an Bedeutung verloren hat und sich die Menschen um ihr »Projekt des schönen Lebens« kümmern – innenorientiert, und deshalb weitgehend unberührt davon, was die Leute über sie denken.

Kriterien für die Diagnose einer (Status-)Angstgesellschaft

Wie gerade gezeigt, laufen aktuelle Gegenwartsdiagnosen darauf hinaus, die Befindlichkeitslage in Deutschland als die einer *zunehmend ungleichheits sensitiven Angstgesellschaft* zu beschreiben. Anhand welcher Kriterien ließe sich nun eine solche Diagnose am Beispiel der Statusängste empirisch überprüfen? Vier Kriterien drängen sich unserer Meinung nach auf.

Erstens: Die Menschen in Deutschland müssten heutzutage stark von Statusängsten geplagt sein. Weil es bei nur einer betrachteten Gesellschaft naturgemäß schwer zu entscheiden ist, ob ein bestimmtes Angstniveau »hoch« oder »niedrig« ist, ist es sinnvoll, Deutschland mit anderen Ländern zu vergleichen. Dies ermöglicht es auch, die gesellschaftlichen Bestimmungsfak-

toren von Statusängsten vor dem Hintergrund der Spirit-Level-Theorie zu beleuchten und zu klären, ob auch andere Merkmale als die Einkommensverteilung relevant sind.

Zweitens: Statusängste müssten in Deutschland über die Zeit angewachsen sein, als Reaktion auf die oben beschriebenen (negativen) Entwicklungen sozialstruktureller, institutioneller und kultureller Art.

Drittens: Ein weiteres Kriterium ergibt sich aus dem Postulat der Spirit-Level-Theorie, demzufolge Statusängste einen sozialen Gradienten haben. Da das Lebensarrangement – so die Diagnosen – vor allem für die untere Hälfte der Bevölkerung fragiler geworden ist, insbesondere für die exklusionsbedrohten Verlierer der »regressiven Modernisierung« (Nachtwey 2016), sollten die sozialen Gradienten der Statusangst in Deutschland tendenziell steiler geworden sein – gerade bei den Statusmarkern, die unmittelbar den »Markterfolg« abbilden.

Viertens: Mit Blick auf die Auswirkungen sollten Statusängste, ganz allgemein gesprochen, folgenreicher geworden sein, auch für den Befindlichkeitshaushalt der Menschen und ihr soziales Bewusstsein. Dies wollen wir beispielhaft anhand der Lebenszufriedenheit und des Institutionenvertrauens überprüfen. Es wäre also zu erwarten, dass Statusängste einen wachsenden Einfluss darauf haben, wie die Menschen in Deutschland ihr Leben insgesamt (Lebenszufriedenheit) und das Gesellschaftssystem (Institutionenvertrauen) einschätzen.

4. Daten und Methoden

Als Datengrundlage unserer Analysen dienen die jüngsten drei Wellen des European Quality of Life Survey (EQLS) aus den Jahren 2007, 2011 und 2016. Im ersten Teil der Auswertungen betrachten wir Deutschland im Vergleich zu den anderen 27 EU-Staaten (inklusive Großbritannien). Beim Vergleich der drei Wellen greifen wir auf eine Stichprobe von 95.116 Proband*innen zurück, während die Analysen für 2016 auf 29.970 Befragten beruhen. Im zweiten Teil der Auswertungen fokussieren wir auf Deutschland, sodass wir dann mit einer Unterstichprobe von 6.021 Personen im Zeitvergleich und 1.553 Personen im Querschnitt 2016 rechnen. Alle Analysen sind gewichtet.

Der EQLS bietet uns zwei Items zur Operationalisierung von Statusängsten, die in vorangegangener Forschung bereits einzeln oder gemeinsam ver-

wendet wurden (Delhey/Dragolov 2014; Delhey et al. 2017; Layte 2012).³ Die Items fragen ab, wie stark die Probanden den folgenden Aussagen auf einer 5er-Skala jeweils zustimmten: »Einige Leute sehen wegen meiner Arbeit oder meines Einkommens auf mich herab« und »Ich habe das Gefühl, dass die Leute in meiner Umgebung den Wert meiner Tätigkeiten nicht anerkennen.«

Beide Aussagen erfassen ein subjektives Gefühl mangelnder Wertschätzung durch die Mitmenschen und eignen sich daher hervorragend zur Messung von Statusängsten, wie wir sie oben definiert haben. Das *erste Item* nimmt ausdrücklich Bezug auf empfundene Abwertungserfahrungen aufgrund zweier zentraler Statusmarker, Einkommen und Beruf. Deren explizite Nennung mag Vor- und Nachteile haben. Ein Nachteil mag die gewisse Fokussierung auf den Erwerbsaspekt sein, insbesondere für die Betrachtung von gesellschaftlichen Gruppen, die nicht (mehr) am Erwerbsleben teilhaben, wie Studierende oder Rentner*innen;⁴ weiterhin werden Abwertungserfahrungen aufgrund anderer Statusmarker ausgeschlossen. Andererseits vermindert die Spezifikation den Spielraum für Interpretation, was vorteilhaft für die Vergleichbarkeit ist. Zudem stellen Einkommen und Beruf Statusmarker dar, die sowohl für das Selbstwertgefühl als auch die soziale Hierarchisierung hochrelevant sind (Wilkinson/Pickett 2016: 58 und 55). Das *zweite Item* zielt auf einen Mangel an Anerkennung, der sich auf jedwede Tätigkeit beziehen kann, die eine Person für sich als schätzenswert erachtet. Mit seiner größeren inhaltlichen Offenheit erfasst dieses Item das allgemeine menschliche Bedürfnis, als eine wertvolle und fähige Person geschätzt zu werden (Wilkinson/Pickett 2016: 58 und 242).

Über die theoretische Passung hinaus besteht auch ein hinreichender empirischer Zusammenhang zwischen den Statusängste-Items. Auf EU-Ebene korrelieren die Items moderat miteinander ($r_s = 0,49^{***}$).⁵ In Deutschland-Gesamt ($r_s = 0,59^{***}$) sowie in den beiden Landesteilen West- ($r_s = 0,57^{***}$) und Ostdeutschland ($r_s = 0,67^{***}$) korrelieren sie sogar noch stärker. Zur Operationalisierung der Statusängste verwenden wir daher den ungewichteten Mittelwert zwischen den beiden Variablen. Der so gebildete Index reicht von 0 (»keine Statusängste«) bis 4 (»starke Statusängste«).

3 Bisweilen unter verschiedenen Labels.

4 Letztere können bei der Beantwortung dieses Items auf ihren früheren Beruf Bezug nehmen.

5 Die Asteriske geben die Irrtumswahrscheinlichkeit wie folgt an: *** p<.001; ** p<.01; * p<.05.

5. Ergebnisse

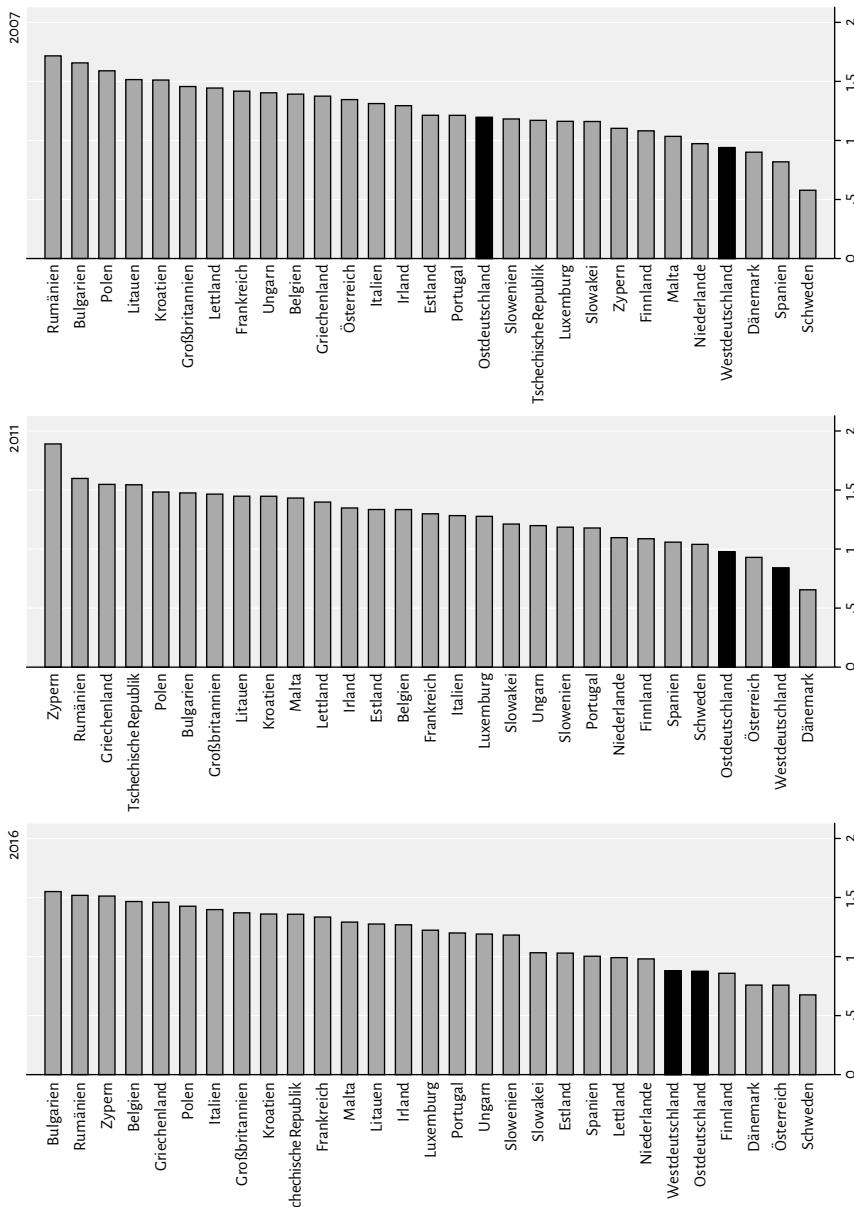
Die Statusängste der Deutschen im EU- und Zeitvergleich

Wie verbreitet sind Statusängste aktuell in Deutschland und in anderen Ländern der Europäischen Union? Mit einem Durchschnittswert von 1,2 auf der Skala von 0 bis 4 sind Statusängste 2016 in der EU eher gering verbreitet. Mit anderen Worten: Die Statusängste liegen EU-weit bei 30 Prozent des Skalenmaximums. Wie aus Abbildung 2 ersichtlich, sind Bulgarien, Rumänien und Zypern mit Werten über 1,5 am stärksten betroffen. Die niedrigsten Werte finden sich in Schweden, Österreich und Dänemark mit Werten von je unter 0,8. Deutschland reiht sich gemeinsam mit den letztgenannten Ländern sowie mit Finnland, den Niederlanden und Lettland mit einem Wert von 0,9 (entsprechend 23 Prozent des Skalenmaximums) in die Ländergruppe mit niedrigen Statusängsten (kleiner als 1) ein.

Im zeitlichen Vergleich lässt sich für die EU insgesamt weder ein klarer Aufwärts- noch ein Abwärtstrend erkennen. Das Niveau der Statusängste stieg von 1,2 im Jahr 2007 geringfügig auf 1,3 im Jahr 2011 (möglicherweise eine Auswirkung der Wirtschafts- und Finanzkrise bzw. Eurokrise) und fiel dann wieder auf 1,2 im Jahr 2016. Eine Entwicklung ist erkennbar: Der West-Ost-Unterschied in der EU ist von einem Viertel-Skalenpunkt (2007) auf einen Achtel-Skalenpunkt (2016) geschrumpft. Diese Angleichung geht hauptsächlich auf eine Verbesserung in den osteuropäischen Ländern zurück, in denen die Menschen weniger Statusängste verspüren als noch vor zehn Jahren.

In Deutschland verhält sich der zeitliche Trend fast gegensätzlich zur allgemeinen Entwicklung in der EU: Von 2007 zu 2011 haben Statusängste in Deutschland spürbar abgenommen und danach leicht (wenn auch nicht signifikant) wieder zugenommen, sodass die Statusängste seit 2011 auf einem niedrigen Wert von ca. 0,9 stagnieren. Genau wie in der EU insgesamt geht ein Großteil der positiven Entwicklung auf die deutliche Verbesserung der Befindlichkeit in Ostdeutschland zurück, die zu einer Angleichung des Statusangstniveaus in beiden Bevölkerungsteilen im Jahr 2016 geführt hat. Lagen zu Beginn des Untersuchungszeitraums noch neun Rangplätze zwischen West- und Ostdeutschland, sind beide Landesteile nun gleichauf (siehe Abbildung 2). Diese in Deutschland erfreuliche Entwicklung der Statusängste – entgegen den zeitdiagnostischen Prognosen – könnte v. a. auf die stabile wirtschaftliche Lage und die wachsende Beschäftigung zurückzuführen sein. Im EU-

Abbildung 2: Statusängste in Europa – Deutschland im Vergleich



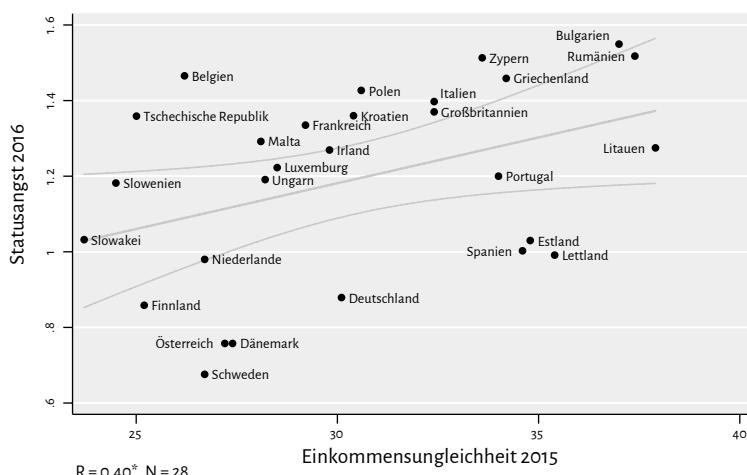
EQS 2007–2016, Europa, N=30.064 (2007), N=35.082 (2011), N=29.970 (2016), gewichtet; eigene Berechnungen.

Vergleich nimmt Deutschland also eine Position knapp hinter der nordischen Spitzengruppe ein. Im Zeitvergleich sind die Statusängste in Deutschland eher gesunken als gestiegen, vor allem in den neuen Bundesländern, sodass die Ost-West-Lücke in Deutschland seit 2016 vollständig geschlossen ist.

Gesellschaftliche Entstehungsbedingungen von Statusängsten

In der Wohlstandsgesellschaft, so die Ungleichheitshypothese der Spirit-Level-Theorie, können die Lebensbedingungen der Menschen nicht durch noch mehr Wohlstand verbessert werden, sondern nur durch dessen gleichmäßige Verteilung. In empirischen Analysen wird zur Untersuchung des Zusammenhangs zwischen sozialer Ungleichheit und Statusängsten aus Gründen der Datenverfügbarkeit und der Vergleichbarkeit in der Regel die Einkommensungleichheit herangezogen. Dieser Konvention folgen auch wir. Wie in Abbildung 3 für die 28 EU-Länder gezeigt, sind Statusängste in Ländern mit hoher Einkommensungleichheit tatsächlich stärker verbreitet ($r_s = 0,40^*$). Dieser Effekt zeigt sich nicht nur auf Länderebene, sondern konnte auch in Mehrebenenmodellen für individuelle Statusängste in Europa bestätigt werden (Delhey/Dragolov 2014; Delhey et al. 2017; Whelan/Layte 2014).

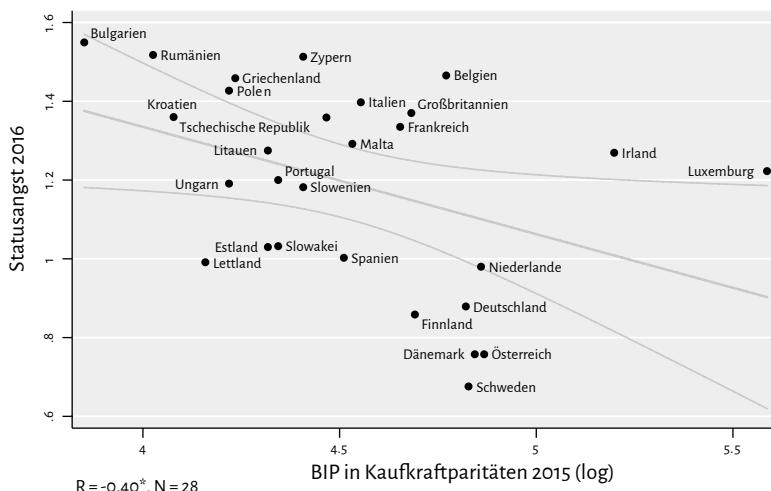
Abbildung 3: Einkommensungleichheit und Statusängste in Europa



EQS 2016, gewichtete Mittelwerte der Statusängste pro Land; eigene Berechnungen; Gini-Koeffizient (Solt 2016).

Die Annahme, Wohlstand könne für reiche Gesellschaften keinen Beitrag zur Senkung der Statusängste (mehr) leisten, ist hingegen nicht haltbar. Neue re Untersuchungen finden für Europa ein wiederkehrendes Muster: Je reicher eine Gesellschaft ist, desto geringer sind auch die Statusängste. Dies belegen sowohl ökologische Korrelationen auf Länderebene (Steckermeier/Delhey 2018) als auch Mehrebenenanalysen (Delhey et al. 2017; Whelan/Layte 2014). Abbildung 4 zeigt den negativen Zusammenhang zwischen dem Wohlstandsniveau und den durchschnittlichen Statusängsten für die 28 EU-Staaten ($r_s = -0,40^*$).

Abbildung 4: Wohlstand und Statusängste in Europa

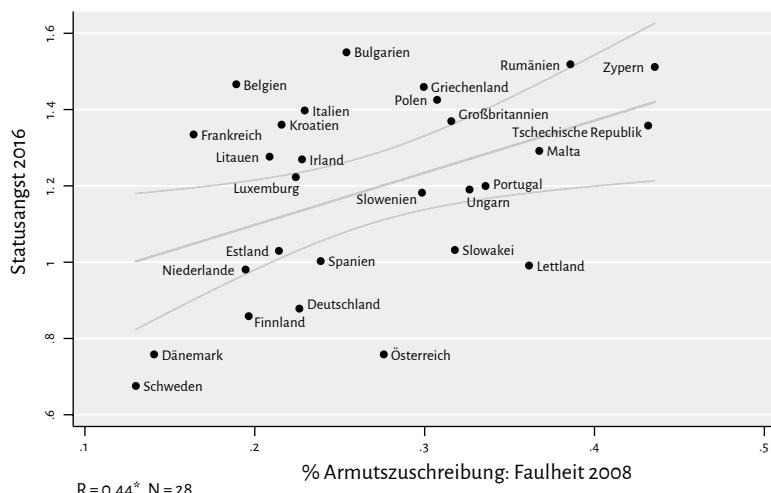


EQS 2016, gewichtete Mittelwerte der Statusängste pro Land; eigene Berechnungen; Eurostat: BIP pro Kopf in KKS (logarithmiert).

Weniger Beachtung als ökonomische Einflüsse haben in der Forschung bislang kulturelle Faktoren gefunden. So hat Goldthorpe (2010: 737 f.) auf die Bedeutung dominanter gesellschaftlicher Werte verwiesen, die erst zu einer Akzeptanz der Statusordnung und der damit einhergehenden Ungleichheit führen. Diese Idee aufgreifend haben Steckermeier und Delhey jüngst einen Vorschlag unterbreitet, Werteklimata auf einem Kontinuum von egalitär bis inegalitär zu verorten. Inegalitäre Werteklimata sind unter anderem solche, in denen es üblich ist, Armut durch persönliches Verschulden zu erklären, während in einem egalitären Werteklima soziale Umstände verantwortlich

gemacht werden. Empirisch treten Statusängste häufiger in Gesellschaften auf, die durch eine inegalitäre Kultur gekennzeichnet sind (Steckermeier/Delhey 2018). Abbildung 5 illustriert dies am Beispiel der dominanten Armutszuschreibung: Der Pegel an Statusängsten ist in den Ländern deutlich höher, in denen die Ansicht verbreitet ist, dass Armut eine Folge von Faulheit und mangelnder Willensstärke ist ($r_s = 0,44^*$).

Abbildung 5: Armutszuschreibungen und Statusängste in Europa

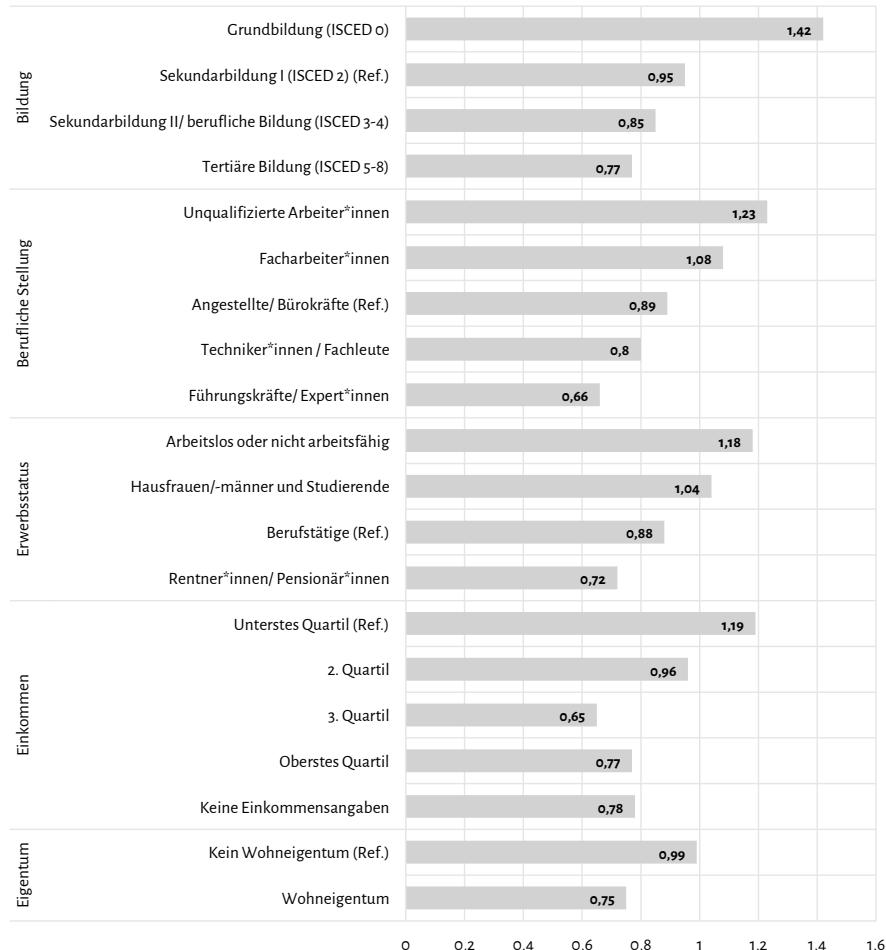


EQS 2016, gewichtete Mittelwerte der Statusängste pro Land; European Value Study 2008: Prozentualer Anteil der Menschen in einem Land, die als wichtigsten Grund für Armut und Not »Faulheit und mangelnde Willenskraft« angeben; eigene Berechnungen.

Die Verteilung von Statusängsten innerhalb der deutschen Gesellschaft

Sind Statusängste ausschließlich ein Problem der unteren Schichten oder lassen sie sich auch in der Mitte der Gesellschaft finden? Generell wird angenommen, dass Statusängste mit jeder Sprosse der sozialen Leiter nach oben hin abnehmen. Da Status nicht allein durch das Verfügen über Ressourcen erworben wird, sondern diese Verfügungsmacht auch nach außen gezeigt und von anderen anerkannt werden muss, ist es plausibel, dass diejenigen Zeichen von Erfolg besonders vor Statusängsten schützen, die zur Schau gestellt werden können und allgemein als respektabel gelten.

Abbildung 6: Durchschnittliche Statusängste nach Gruppenzugehörigkeit (vertikale Parameter)



Daten: EQLS 2016, Deutschland, N=1.553, gewichtet; eigene Berechnungen.

Empirisch zeigt sich, dass Statusängste in allen sozialen Schichten auftreten, zugleich aber, wie angenommen, nach unten hin zunehmen. Abbildung 6 zeigt anhand der Statusmarker Bildung, Beruf, Erwerbstätigkeit, Einkommen und Wohneigentum die durchschnittlichen Statusängste für verschiedene soziale Kategorien. Mit Ausnahme des Einkommens zeigt sich für alle

vertikalen Parameter ein geradezu idealtypisches Treppenmuster: Je höher der Status, desto geringer sind die Statusängste. Einzig beim Einkommen weicht die bestsituierte Gruppe von diesem Muster ab, denn die Gutverdiener*innen des vierten Einkommensquartils empfinden geringfügig mehr Statusängste als die Menschen im dritten Quartil. Möglicherweise orientieren sich erstere an einer besonders elitären Referenzgruppe, was ihr Inferioritätsgefühl erhöhen könnte.

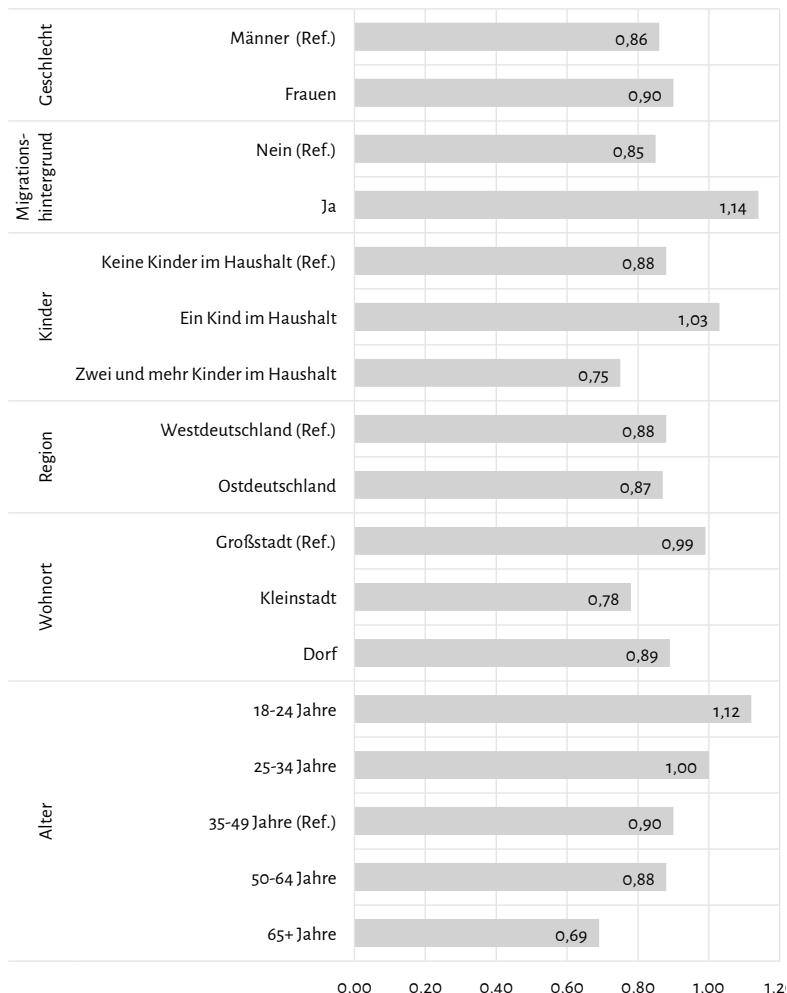
Neben *vertikalen* Rangunterschieden (»Ungleichheiten«) können auch Merkmale der *horizontalen* Differenzierung einen Beitrag zur Erklärung von Statusängsten leisten. Auf der einen Seite wird so berücksichtigt, dass sich horizontale Unterschiede oftmals in vertikale Ungleichheiten übersetzen, wie z. B. beim Gender-Pay-Gap oder der Altersdiskriminierung. Auf der anderen Seite wird so einem umfassenderen Konzept von Status Rechnung getragen, das auch Aspekte der Lebensführung einbezieht.

In Abbildung 7 sind die durchschnittlichen Statusangstwerte nach verschiedenen horizontalen Merkmalen dargestellt. Der Unterschied zwischen Männern und Frauen ist verschwindend gering. Relevanter als das Geschlecht ist die Ethnizität: Migrant*innen der ersten Generation haben mehr Statusängste als die autochthone Bevölkerung, was auf Anerkennungsdefizite, möglicherweise auch Diskriminierungserfahrungen, verweist. Das Merkmal »Anzahl der Kinder im Haushalt« ergibt ein uneinheitliches Bild: Im Vergleich zu Personen in kinderlosen Haushalten haben diejenigen mit einem Kind höhere, diejenigen mit mehreren Kindern im Haushalt wiederum niedrigere Statusängste.

Wie bereits im Zeitvergleich für Deutschland angedeutet, ist die regionale Herkunft inzwischen bedeutungslos: Ostdeutsche und Westdeutsche unterscheiden sich nicht mehr in ihrem Statusangstniveau. Die Größe des Wohnorts macht hingegen einen Unterschied: In der Großstadt sind Statusängste am stärksten verbreitet, in der Kleinstadt am wenigsten. Dorfgemeinschaften und ländliche Gebiete liegen ziemlich genau in der Mitte.

Hinsichtlich des Alters zeigt sich, ähnlich den vertikalen Statusmarkern, ein Muster kontinuierlich abgestufter Statusängste. Junge Menschen von 18 bis 34 Jahren leiden unter besonders starken Ängsten, die Gruppe der 35–64-Jährigen liegt ziemlich genau im gesamtdeutschen Durchschnitt und die Gruppe der über 64-Jährigen verspürt von allen Altersgruppen am wenigsten Ängste. Dieses Muster spiegelt die in Abbildung 6 dargestellte Verteilung der Statusängste über die Erwerbsgruppen: Studierende bzw.

Abbildung 7: Durchschnittliche Statusängste nach Gruppenzugehörigkeit (horizontale Parameter)



Daten: EQLS 2016, Deutschland, N=1.553, gewichtet; eigene Berechnungen.

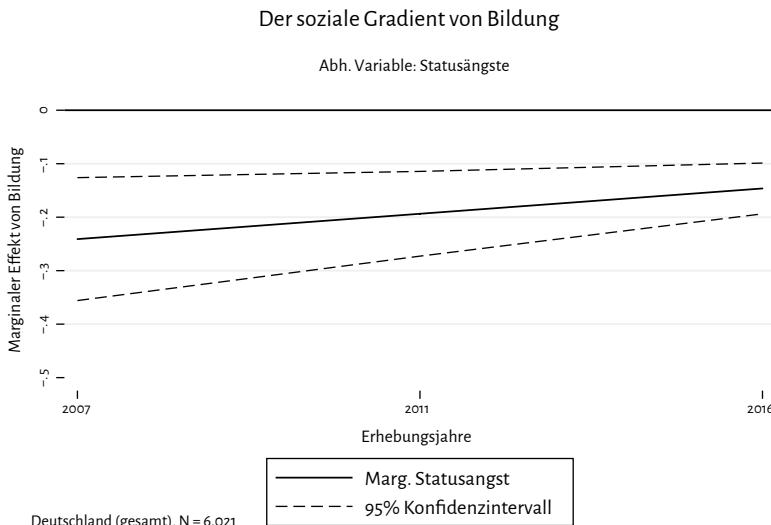
Schüler*innen (aufgrund der geringen Fallzahl zusammengefasst mit den Hausfrauen/-männern) haben etwas höhere Statusängste als Berufstätige, am wenigsten aber leiden die Rentner*innen und Pensionär*innen unter Statusängsten.

Der soziale Gradient der Statusängste im Zeitverlauf

Eine wichtige Frage ist nun, ob die sozialen Gradienten der Statusängste im Zeitverlauf steiler geworden sind. Dies legen sowohl die Diagnosen von Nachtwey und Neckel nahe: Wenn die Geringqualifizierten, prekär Beschäftigten und Arbeitslosen ökonomisch zurückgefallen sind und mehr denn je als »Verlierer*innen« stigmatisiert werden, so müssten vor allem die vertikalen Statusmarker immer stärker anschlagen – und in steileren sozialen Gradienten ihren Ausdruck finden.

Empirisch findet sich wenig Evidenz für eine Veränderung der sozialen Gradienten von Statusängsten. Fast alle Statusmarker haben sich in ihrer Effektstärke über die Zeit nicht oder nur geringfügig verändert. Das heißt nicht, dass sie Statusängste nicht beeinflussen, sondern, dass der Statusangst-Unterschied z. B. zwischen Befragten mit unterschiedlichem Einkommen in allen drei Erhebungsjahren mehr oder weniger gleich war. Bildlich gesprochen: Für alle drei Zeitpunkte ergibt sich das Bild einer ähnlich steilen Treppe. Einzig in Bezug auf den Bildungsabschluss und den Erwerbsstatus »Hausfrauen, Hausmänner und Studierende« haben sich Veränderungen ergeben, allerdings in eine Richtung, die gegen eine Polarisierung der sozialen Befindlichkeit spricht: Die Effekte sind im Zeitverlauf in einem statistisch signifikanten Maße schwächer geworden, das Treppenmuster verläuft flacher.

Abbildung 8 illustriert dies für den Statusmarker Bildung. Höhere Bildung dämpft zwar weiterhin die Statusängste (deshalb ist der Effekt im negativen Skalenbereich abgetragen), aber weniger als 2007 und 2011. Anders ausgedrückt: Der Abstand im Statusangstniveau zwischen höher und niedriger Gebildeten ist über die Jahre kleiner geworden, möglicherweise ein Effekt der fortschreitenden Bildungsexpansion. Ähnlich verhält es sich beim Erwerbsstatus für die zusammengefasste Gruppe der Studierenden und Hausfrauen bzw. -männer. Während diese im Jahr 2007 im Vergleich zu den Erwerbstägigen noch deutlich geringere Statusängste aufwiesen, nimmt der Effekt über die Jahre so weit ab, dass unter Kontrolle anderer vertikaler und horizontaler Parameter im Jahr 2016 kein Unterschied mehr zur Vergleichsgruppe der Erwerbstägigen besteht.

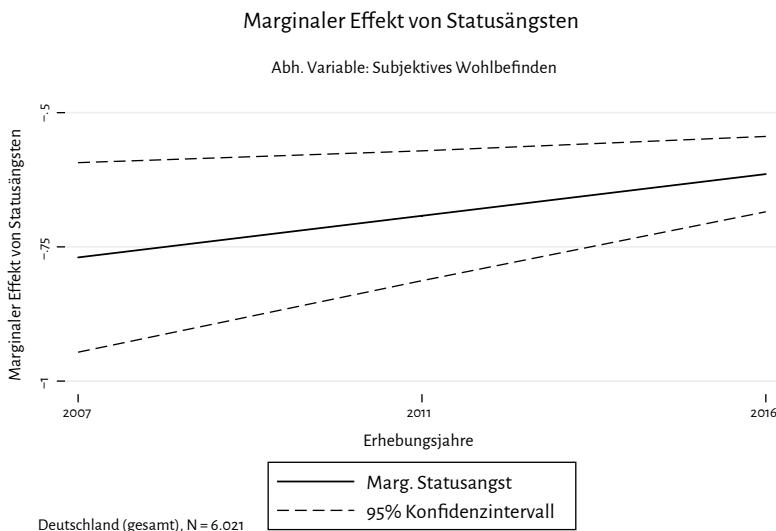
Abbildung 8: Der soziale Gradient von Bildung im Zeitverlauf

EQS 2007–2016, kontrolliert für Geschlecht, Familienstand, Alter, Erwerbsstatus, Beruf, Einkommen, Herkunft (Ost/West), Erhebungswelle; eigene Berechnungen.

Die Folgen von Statusängsten im Zeitverlauf

Dass Statusängste für Individuum und Gesellschaft problematisch und damit folgenreich sind, ist inzwischen hinreichend belegt, sowohl für das *subjektive* Wohlbefinden (Delhey/Steckermeier 2016) als auch für *objektive* gesellschaftliche Probleme (Delhey/Steckermeier 2019). Wie in den vorigen Abschnitten gesehen, sind Statusängste in Deutschland in unserem Untersuchungszeitraum insgesamt etwas schwächer geworden, wobei ihr sozialer Gradient (größten-)teils unverändert geblieben, teils abgeflacht ist. Das allein sagt jedoch noch nichts darüber aus, ob sich die *Auswirkungen* von Statusängsten verändert haben. Dies untersuchen wir genauer für das subjektive Wohlbefinden als summarische Bewertung des eigenen Lebens und für das Institutionenvertrauen als Bewertungsaspekt des Gesellschaftssystems.

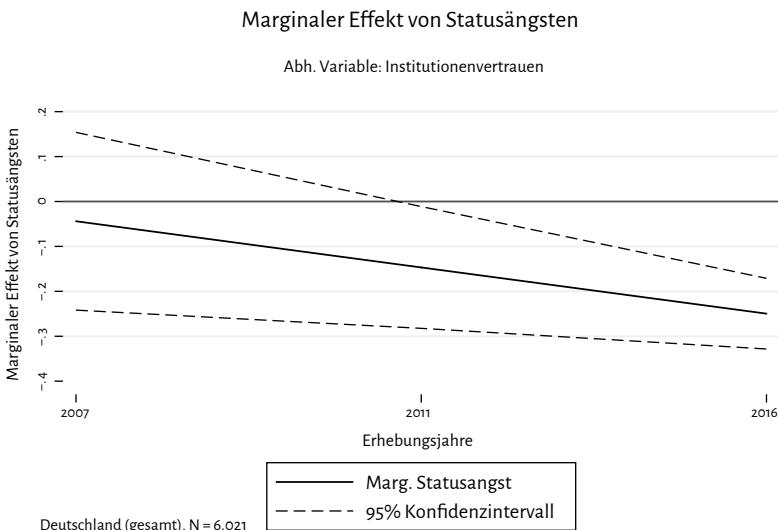
Abbildung 9: Der marginale Effekt von Statusängsten auf das subjektive Wohlbefinden im Zeitverlauf



EQS 2007–2016, kontrolliert für Geschlecht, Familienstand, Bildung, Alter, Erwerbsstatus, Beruf, Einkommen, Herkunft (Ost/West), Erhebungswelle. Subjektives Wohlbefinden wird gemessen als der Mittelwert zwischen Lebenszufriedenheit (»Alles in allem, wie zufrieden sind Sie heute mit Ihrem Leben?« 1 bedeutet »sehr unzufrieden« und 10 bedeutet »sehr zufrieden«) und Glücklich-Sein (»Alles in allem betrachtet, was würden Sie sagen, wie glücklich sind Sie?« 1 bedeutet »sehr unglücklich« und 10 bedeutet »sehr glücklich«); eigene Berechnungen.

Für alle drei Umfragezeitpunkte wirkt sich mangelnde Wertschätzung – wenig überraschend – negativ auf das subjektive Wohlbefinden aus. Je stärker die Ängste, desto weniger glücklich und zufrieden ist eine Person mit ihrem Leben insgesamt. Fällt diese negative Korrelation jedoch in den Jahren 2007 und 2011 noch moderat aus ($r_s = -0,35^{***}$), schwächt sie sich 2016 deutlich ab ($r_s = -0,26^{***}$). Diese Effektab schwächung zeigt sich selbst dann noch, wenn auf andere individuelle Bestimmungsfaktoren der Lebenszufriedenheit kontrolliert wird. Der negative Einfluss, den Statusängste auf das allgemeine Wohlbefinden ausüben, hat sich im Untersuchungszeitraum verringert (siehe Abbildung 9).

Abbildung 10: Der marginale Effekt von Statusängsten auf das Institutionenvertrauen im Zeitverlauf



Daten: EQLS 2007–2016, kontrolliert für Geschlecht, Familienstand, Bildung, Alter, Erwerbsstatus, Beruf, Einkommen, Herkunft (Ost/West), Erhebungswelle. Institutionenvertrauen wird gemessen als das durchschnittliche Vertrauen in Parlament, Regierung, Justiz und Polizei auf einer 10er-Skala von 1 »überhaupt nicht vertrauen« bis 10 »voll und ganz vertrauen«; eigene Berechnungen.

Anders sieht es bei der Systembewertung aus. Zwar ist auch der Zusammenhang zwischen Statusängsten und Institutionenvertrauen negativ: Mit zunehmenden Statusängsten schwindet das Vertrauen. Allerdings ist dieser Zusammenhang über die Umfrage-Wellen kontinuierlich stärker geworden ($r_s^{2007} = -0,15^{***}$; $r_s^{2011} = -0,20^{***}$; $r_s^{2016} = -0,23^{***}$). Abbildung 10 stellt die Entwicklung des kontrollierten Effekts der Statusängste auf das Institutionenvertrauen grafisch dar. Wie die Menschen die politisch-rechtstaatlichen Institutionen in Deutschland bewerten, hängt also heute stärker als noch vor einigen Jahren davon ab, wie viele Statusängste sie haben. Zusammenfassend finden wir also: Statusängste haben an Relevanz für die Bewertung des eigenen Lebens verloren, aber an Relevanz für die Bewertung des Gesellschaftssystems gewonnen.

6. Diskussion und Ausblick

Mit kritischem Blick auf die gegenwärtig zunehmend düsteren Gesellschaftsdiagnosen hat sich unser Beitrag zum Ziel gesetzt, das Ausmaß der Statusängste in Deutschland und deren Entwicklung über den Zeitraum von 2007–2016 zu untersuchen. Dafür haben wir zwei theoretische Anknüpfungspunkte gewählt: Zum einen die eher analytisch und gesellschaftsvergleichend ausgerichtete Spirit-Level-Theorie, die diesen Angsttypus in der sozialwissenschaftlichen Debatte populär gemacht hat und wichtige Impulse für das Nachdenken über Determinanten und Folgen von Statusängsten liefert; zum anderen aktuelle Gegenwartsdiagnosen, die die deutsche Gesellschaft – wie die Moderne insgesamt – als zunehmend kompetitiv, polarisiert und angstbestimmt beschreiben und die mehr oder weniger explizit davon ausgehen, Statusängste seien ein gravierendes und wachsendes Problem.

Mit Blick auf die Spirit-Level-Theorie lässt sich zunächst resümieren, dass sie sich in weiten Teilen *bewährt* hat: Statusängste haben den erwarteten sozialen Gradienten, für den vor allem vertikale Statusmarker verantwortlich sind. Dabei können wir für Deutschland präzisieren, dass vor allem die Marker Bildung, Beruf/Arbeit und Einkommen relevant sind. Die stärksten Statusängste haben diejenigen Gruppen, die aus der Arbeits- und Konsumgesellschaft ganz- oder teilweise herausfallen. Von den horizontalen Statusmarkern ist z. B. der Migrationshintergrund ein wichtiger und in der bisherigen Diskussion vernachlässigter Faktor. Schließlich rufen, ebenfalls theoriekonform, große ökonomische Unterschiede zwischen Reich und Arm Statusängste hervor. In diesem Sinne gilt tatsächlich der Slogan von Wilkinson und Pickett: Gleichheit ist gut für alle – oder zumindest für viele.

Falsch liegt die Spirit-Level-Theorie allerdings mit ihrer gebetsmühlenhaften Wiederholung des Slogans, (weiterer) Wohlstand habe keinen Einfluss mehr auf die gesellschaftliche Lebensqualität im Allgemeinen und die Ängste im Besonderen. Zumindest innerhalb Europas schneiden die reichsten Gesellschaften systematisch besser ab. Schließlich erweist sich die Theorie hinsichtlich der gesellschaftlichen Bestimmungsfaktoren von Statusängsten nicht nur mit Blick auf Wohlstand als *ergänzungsbedürftig*, sondern auch hinsichtlich kultureller Einflussgrößen, wie z. B. eines egalitären/inegalitären Werteklimas. Dieser Umstand stützt die unserem Statusängste-Modell unterliegende Annahme, dass der typische kollektive Stil einer Gesellschaft, auf den Länderunterschiede im Statusangst-Pegel letztlich zurückzuführen

sind, nicht monokausal durch die Ungleichheit bestimmt wird, wie Wilkinson und Pickett annehmen, sondern multikausal. So kann die Kombination aus Wohlstand, einer noch moderaten Einkommensungleichheit und einer relativ egalitären Kultur als Erklärung für die gute Position Deutschlands im europäischen Ranking dienen.

Wir haben eingangs vier Kriterien aufgestellt, anhand derer die Diagnose der Angstgesellschaft in Hinblick auf wachsende Statusängste überprüft werden kann. Das *erste* Kriterium, die vergleichsweise weite Verbreitung, ist nicht erfüllt: Die Menschen in Deutschland verspüren im EU-Vergleich wenig Statusängste. Viel eher als die deutsche ließe sich z. B. die britische Gesellschaft als Statusangstgesellschaft charakterisieren, wofür es auch nachvollziehbare Gründe gibt: Größere Unterschiede zwischen Arm und Reich, den liberalen und damit weniger statussichernden Wohlfahrtsstaat und die stärkere kulturelle Stigmatisierung von Armut und Misserfolg.

Das *zweite*, vielleicht zentrale Kriterium der Zunahme über die Zeit ist für Deutschland ebenfalls nicht erfüllt: Wir konnten vielmehr weitgehende Stabilität auf niedrigem Angstniveau im Westen und spürbar gesunkene Statusängste im Osten feststellen. Angesichts der proklamierten Wende zur deutschen »Abstiegsgesellschaft« ist dies ein bemerkenswerter Befund.

Das *dritte* Kriterium war das einer wachsenden Polarisierung zwischen Oben und Unten, insbesondere für vertikale Statusmarker. Entgegen landläufiger Erwartungen sind die entsprechenden Angstgradienten *nicht* steiler geworden, im Falle der Bildung sogar flacher. Aber auch ohne weitere Polarisierung bieten die bestehenden sozialen Gradienten der Statusangst natürlich genug Anlass, die Inklusionsfähigkeit der deutschen Gesellschaft zu hinterfragen.

Beim *vierten* Kriterium, der steigenden Relevanz von Statusängsten, ist die Bilanz gemischt: Während heute das subjektive Wohlbefinden insgesamt weniger von Statusängsten beeinflusst ist als vor zehn Jahren, ist das Institutionenvertrauen enger gekoppelt als in der Vergangenheit. Aktuell erodiert Statusangst das Institutionenvertrauen stärker als dies 2011 oder 2007 der Fall war. Möglicherweise deutet sich hier ein Wandel an, wie die Menschen Statusängste verarbeiten – weniger durch innere Selbstzweifel, mehr durch Umleitung der Frustration auf politisch Verantwortliche und das demokratische Gemeinwesen. Auf jeden Fall zeigt sich, dass Statusängste nicht nur das Wohlbefinden und das Ausmaß sozialer Probleme beeinflussen, sondern auch die Unterstützung der Demokratie.

Alles in allem finden wir hinsichtlich der Statusängste kaum Belege, die für die populären Diagnosen einer kompetitiven Angstgesellschaft sprechen. Institutionell-systemisch mag die heutige deutsche Gesellschaft kompetitiver gestrickt sein und die Wohlfahrtsposition benachteiligter Gruppen fragiler – auf den von uns untersuchten Aspekt der Befindlichkeit der Menschen hat dies aber, wenn überhaupt, viel weniger abgefärbt, als die teils alarmierenden Gesellschaftsdiagnosen suggerieren. Dies schließt natürlich nicht aus, dass andere Arten von Sorgen ansteigen (vgl. den Beitrag von Lübke in diesem Band). Ein Warnzeichen ist der engere Nexus zwischen Statusangst und dem Misstrauen in politisch-staatliche Institutionen. Hier deutet sich an, dass der Entfremdungsprozess von gesellschaftlichen Basisinstitutionen und den sie tragenden Eliten *auch* mit Abwertungserfahrungen und -sorgen zu tun hat. Dies spricht dafür, die weitere Entwicklung von Statusängsten aufmerksam zu verfolgen.

Unsere Befunde zur Statusangst stehen zudem im Einklang mit anderen sozialen Indikatoren, die mit Statussorgen in Beziehung stehen. So sorgen sich im Untersuchungszeitraum unseres Beitrags immer weniger Menschen um ihre eigene wirtschaftliche Situation (vgl. Lübke in diesem Band) und ihren Arbeitsplatz (vgl. Lengfeld in diesem Band). Nach unseren Auswertungen der subjektiven Schichteinstufung der Menschen in West- und Ostdeutschland ist die Mittelschicht seit 2006 stetig angewachsen (ALLBUS 2006–2016), ebenso ist die Lebenszufriedenheit insgesamt gestiegen (Priem/Schupp 2014). Letztere hat sich besonders in den neuen Bundesländern verbessert, die Bevölkerung Ostdeutschlands ist so zufrieden mit ihrem Leben wie noch nie seit der Wiedervereinigung. Auch wenn große Zufriedenheit mit dem Leben insgesamt das Vorhandensein von Ängsten und Sorgen keinesfalls ausschließen muss (Glatzer 1992; Glatzer et al. 2015), spricht doch einiges dafür, dass die Diagnose einer Angstgesellschaft zumindest für Status- und verwandte Sorgen übertrieben ist (vgl. auch Dehne 2017).

Mindestens zwei Einschränkungen sind zu beachten. Erstens ist unsere Operationalisierung von Statusängsten über subjektive Inferiorisierung sicherlich ein hochschwelliger Indikator. Wir können deshalb nicht ausschließen, dass Symptome wie eine gewisse *Statusnervosität* oder ein *Statusunbehagen* weiter verbreitet sind (vielleicht gerade auch in den Mittelschichten) und zugenommen haben. Zweitens ist unser Untersuchungszeitraum mit den Jahren 2007–2016 natürlich kürzer, als man ihn sich wünschen würde. Tatsächlich haben sich in der Dekade zwischen ca. 1995 und 2005 einige Indi-

katoren des Wohlbefindens verschlechtert, so z. B. die Lebenszufriedenheit (Priem/Schupp 2014), die subjektive Schichteinstufung (eigene Berechnung, hier nicht gezeigt), die Angst vor Arbeitslosigkeit (Lengfeld/Hirschle 2009) und die Sorge um die eigene wirtschaftliche Situation (Dehne 2017: Abb. 25). Es könnte also in *diesem* Zeitraum durchaus einen Anstieg der Statusängste gegeben haben. Danach aber – in unserem Untersuchungszeitraum – haben sich diese Indikatoren tendenziell wieder verbessert (vgl. auch Lübke in diesem Band). Dies legt die Vermutung nahe, dass die populären Angstdiagnosen *vorschnell* waren, indem sie kurzfristige Verschlechterungen als irreversible, längerfristige Trends gedeutet haben – ein bekanntes Risiko der Gegenwartsdiagnosen (Bogner 2015; Schimank 2007).

Zwei längere Zeitreihen, die bis in die 1980er Jahre zurückreichen, können uns noch einmal dabei helfen, die derzeitige subjektive Wohlfahrtsposition der Menschen einzuordnen. Die Lebenszufriedenheit in Westdeutschland hat das Niveau vor der Wiedervereinigung nach Durchlaufen einer längeren Durststrecke wieder erreicht (Priem/Schupp 2014). Bei der subjektiven Schichteinstufung in Westdeutschland entspricht die heutige Verteilung auf die subjektiven Schichten ziemlich exakt der Verteilung Ende der 1980er Jahre – der optimistischen Dekade der Erlebnisgesellschaft und der Postmodernisierung. Vielleicht sollten wir deren Grundidee, nach der die Menschen ihr Projekt des schönen Lebens verfolgen, statt gnadenlos um Erfolg und Status zu konkurrieren, nicht zu vorschnell ad acta legen. Müssten wir uns also zwischen den beiden Alternativen, die unser Titel nahelegt, entscheiden, lautet unser Fazit: Da Statusängste in Deutschland kein wachsendes Problem sind, spricht viel für einen zeitdiagnostischen Mythos. Aber es gibt natürlich keine Garantie, dass das so bleibt.

Literatur

- Allardt, E. (1993): »Having, Loving, Being: An Alternative to the Swedish Model of Welfare Research«, in: M. Nussbaum/A. Sen (Hg.), *The Quality of Life*, Oxford: Clarendon Press, S. 88–94. DOI: 10.1093/0198287976.003.0008.
- Beck, U. (1986): *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bogner, A. (2015): *Gesellschaftsdiagnosen. Ein Überblick*, Weinheim/Basel: Beltz Verlag.

- Bude, H. (2014): *Gesellschaft der Angst*, Hamburg: HIS Verlagsgesellschaft.
- Burkitt, I. (2014): *Emotions and Social Relations*, Los Angeles: Sage. DOI: 10.4135/9781473915060.
- De Botton, A. (2004): *Status Anxiety*, London: Penguin Books.
- Dehne, M. (2017): *Soziologie der Angst. Konzeptionelle Grundlagen, soziale Bedingungen und empirische Analysen*, Wiesbaden: Springer VS.
- Delhey, J./Dragolov, G. (2014): »Why Inequality Makes Europeans Less Happy: The Role of Status Anxiety, Distrust, and Conflicts«, in: European Sociological Review 30, S. 151–165. DOI: 10.1093/esr/jct033
- Delhey, J./Steckermeier, L. C. (2016): »The Good Life, Affluence and Self-reported Happiness: Introducing the Good Life Index and Debunking Two Popular Myths«, in: World Development 88, S. 50–66. DOI: 10.1016/j.world.dev.2016.07.007
- Delhey, J./Steckermeier, L. C. (2019): *Social Ills in Rich Countries: Multiple Conditions and Multiple Pathways*. Discussion Paper, Institute of Social Sciences, Otto-von-Guericke University Magdeburg.
- Delhey, J./Schneickert, C./Steckermeier, L. C. (2017): »Sociocultural Inequalities and Status Anxiety: Redirecting the Spirit Level Theory«, in: International Journal of Comparative Sociology 58, S. 215–240. DOI: 10.1177/0020715217713799
- Glatzer, W. (1992): »Lebensqualität und subjektives Wohlbefinden«, in: A. Bellebaum (Hg.), *Glück und Zufriedenheit. Ein Symposium*, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 49–85. DOI: 10.1007/978-3-663-10184-0_4
- Glatzer, W./Camfield, L./Moller, V./Rojas, M. (2015): »Worries and Pain – The Dark Side of Quality of Life«, in: W. Glatzer et al. (Hg.), *Global Handbook of Quality of Life. Explorations of Well-Being of Nations and Continents*, Dordrecht: Springer, S. 855–868. DOI: 10.1007/978-94-017-9178-6_40
- Goldthorpe, J. (2010): »Analysing Social Inequality: A Critique of Two Recent Contributions from Economics and Epidemiology«, in: European Sociological Review 26, S. 731–744. DOI: 10.1093/esr/jcp046
- Grabka, M. M./Goebel, J. (2017): Realeinkommen sind von 1991 bis 2014 im Durchschnitt gestiegen – erste Anzeichen für wieder zunehmende Einkommensungleichheit. DIW Wochenbericht 4/2017, Berlin: Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung.
- James, O. (2008): *The Selfish Capitalist. Origins of Affluenza*, London: Vermilion.

- Layte, R. (2012): »The Association Between Income Inequality and Mental Health: Testing Status Anxiety, Social Capital, and Neo-Materialist Explanations«, in: European Sociological Review 28, S. 498–511. DOI: 10.1093/esr/jcr012
- Lengfeld, H./Hirschle, J. (2009): »Die Angst der Mittelschicht vor dem sozialen Abstieg. Eine Längsschnittanalyse 1984–2007«, in: Zeitschrift für Soziologie 38, S. 379–398.
- Lenski, G. E. (1984): Power and Privilege. A Theory of Social Stratification, Chapel Hill (N. C.): The University of North Carolina Press.
- Maslow, A. H. (1943): »A Theory of Human Needs«, in: Psychological Review 50, S. 370–296. DOI: 10.1037/h0054346
- Mau, S. (2017): Das metrische Wir. Über die Quantifizierung des Sozialen, Berlin: Suhrkamp.
- Miller, D. (1999): Principles of Social Justice, Cambridge/London: Harvard University Press.
- Nachtwey, O. (2016): Die Abstiegsgesellschaft. Über das Aufbegehren in der regressiven Moderne, Berlin: Suhrkamp.
- Neckel, S. (2008): Flucht nach vorn. Die Erfolgskultur der Marktgesellschaft, Frankfurt a. M.: Campus.
- OECD (2011): Divided We Stand. Why Inequality Keeps Rising, Paris.
- Priem, M./Schupp, J (2014): Alle zufrieden – Lebensverhältnisse in Deutschland. DIW Wochenbericht 40/2014. Berlin.
- Schimank, U. (2007): »Soziologische Gegenwartsdiagnosen – zur Einführung«, in: U. Schimank/U. Volkmann (Hg.), Soziologische Gegenwartsdiagnosen 1. Eine Bestandaufnahme, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 9–22. DOI: 10.1007/978-3-531-90736-9_1
- Schimank, U./Groh-Samberg, O./Mau, S. (2014): Statusarbeit unter Druck? Zur Lebensführung der Mittelschichten, Weinheim/Basel: Beltz Juventa.
- Schulze, G. (1992): Die Erlebnisgesellschaft. Kulturosoziologie der Gegenwart, Frankfurt a. M./New York: Campus.
- Skidelsky, R./Skidelsky, E. (2014): Wie viel ist genug? Vom Wachstumswahn zu einer Ökonomie des guten Lebens, München: Goldmann.
- Snowdon C. (2010): The Spirit Level Delusion: Fact-checking the Left's New Theory of Everything, Ripon: Little Dice.
- Steckermeier, L. C./Delhey, J. (2018): »Better for everyone? Egalitarian culture and social wellbeing in Europe«, in: Social Indicators Research. Online first. DOI: 10.1007/s11205-018-2007-z

- Stein, U. (2017): Earnings inequality in Germany: A decomposition-analysis.
SOEP papers on Multidisciplinary Panel Data Research, DIW/SOEP.
Berlin.
- Veblen, T. (1989): Theorie der feinen Leute. Eine ökonomische Untersuchung
der Institutionen, Frankfurt a. M.: S. Fischer.
- Whelan, C./Layte, R. (2014): »Who Feels Inferior? A Test of the Status Anxiety
Hypothesis of Social Inequalities in Health«, in: European Sociological
Review 30, S. 525–535. DOI: 10.1093/esr/jcu057
- Wilkinson, R./Pickett, K. (2016): Gleichheit ist Glück: Warum gerechte Ge-
sellschaften für alle besser sind, Berlin: Haffmans & Tolkemitt.

